

# Der Spiegel

für

Kunst, Eleganz und Mode.

Lebterer Jahrgang.

23.

Mittwoch, 22. März.

1837.

S o n s t u n d J e z t .

Von Wilh. Wagner.

Sagen Sie, meine liebe Freundin, ist denn die Welt wirklich so schön nicht mehr, als sie sonst, etwa noch vor zehn Jahren, war? Von vielen meiner Freunde und Bekannten hörte ich Klagen, daß die Welt häßlicher geworden sei. Scheint die Sonne nicht mehr so warm, als sonst, und gibt es keine so fröhlichen Herzen mehr? Sieht der liebe Mond anders aus, anders das Morgenroth, anders ein jungfräuliches Angesicht? Oder liegt es vielleicht an unsern Augen, mit denen wir ganz anders sehen? — Liegt der Unterschied in den zehn Jahren etwa, die wir älter geworden? Antworten Sie mir! — *Sonst und Jetzt* — welche Kontraste, und doch nur liegen die wenigen Jahre dazwischen.

*Sonst*, wenn ein schöner Sommertag uns ersahen, eilten wir früh hinaus mit den ersten Lerchen, mit den ersten Rosen des Frührothes. Wie wehete uns damals die Morgenluft so balsamisch an und wie romantisch glüheten alle Berggipfel! Lag doch im Waldschatten ein so beseligendes Geheimniß und in allen Blumen der Au eine so poetische Bedeutung! Wie entzückend kam es uns vor, wenn wir an der sprudelnden Quelle lagen und in die grüne Blätterfluth aussahen! Wir schwärmten in seliger Naturbetrachtung den ganzen, langen Sommertag hindurch.

Abends tanzten wir mit den Dorfbewohnern unter der Linde und ihre süßliche Tanzmusik entzückte unser Herz. Wir lebten ein idyllisches Leben, ein reizendes Dasein. Berauscht von Sonne kehrten wir spät erst heimwärts. Da sangen die Nachtigallen im Busch, da hörten wir den Nachtwächter auf seinem Horne blasen, da rauschte der Nachtwind in den Bäumen, da grüßten uns die goldenen Sterne, da träumten wir von Liebe, von ewiger Treue, da — o ich darf nicht weiter schreiben. — Und jetzt? — Ist der Sommertag nicht mehr

so schön? — Nach Tisch, wenn wir unser regelmäßiges Mittagschlafchen gemacht haben, kleiden wir uns ganz bedächtig an, um unseren bedächtigen Spaziergang zu machen. Wir gehen langsam, damit wir uns nicht erbizzen, bleiben hübsch in der Ebene, unterhalten uns recht verständig, grüßen alle Vorübergehenden sehr verbindlich, denken bald an die Einkehr, um einen guten Kaffee zu trinken, ziehen eine sehr praktische Parallele zwischen Stadt und Land, finden das schöne Wetter allerliebste und das Betragen der jungen Leute dort, die so laut lachen und sogar die Röcke ausgezogen haben, etwas unanständig. Wir sind übrigens ganz vergnügt, — und rechnen nach, daß wir gerade 10 Jahre, 4 Monate 7 Tage 12 Stunden und 22½ Sekunde älter geworden sind.

Sonst, meine Freundin! — sonst, wie anders.

Wenn wir ein neues Buch lasen, welche Schwärmerei lag uns darin! Was der Dichter nur immer träumen konnte, erschien uns wahr; die Gebilde seiner Phantasie rückten uns so nahe, daß sie mitten in unserm eigenen Leben standen; Täuschung und Wahrheit flossen zusammen; nichts war so wunderbar, so groß oder so edel, daß wir nicht daran geglaubt hätten; wir verwechselten Räume und Zeiten und waren verbrüdet und vereint mit Helden und Göttern. Jedes neue Buch bereitet uns einen Feiertag, ein Fest aller Seligen. Romeo und Julie, Hamlet und Ophelia, Carlos und Posa, Egmont und Klärchen, Laura und Leonore, Titan und Diana, was waren sie uns für erhabene, für heilige Gestalten! Unser Herzblut hätten wir für ihre Dichter hingegeben und unsere Blutverwandte waren uns nicht lieber als sie. Wir konnten uns damals so in ein Buch hineintiefen, daß wir die ernstliche Wirklichkeit bis auf die Erinnerung vergaßen; wir konnten jubeln und weinen, hoffen und erlangen, lieben und zürnen, glauben und vertrauen, als sei uns Alles selbst begegnet; ein einziger schöner Vers konnte uns Tage lang begeistern und ein großes Gefühl trieb unsere Brust gewaltig auseinander. O, meine Freundin, das waren Täuschungen, aber sie waren erhaben, edel, herrlich! Was wir Großes gewollt, das war eine Wahrheit für unser Herz, ein Evangelium für unsern Glauben! — Jetzt lesen wir noch mit Vergnügen, — aber wir lesen gar verständig, verlieren uns in Disputationen über die Tendenzen des Verfassers, über die Eleganz des Styls, über die Haltung der Charaktere und über hundert Nebendinge. Ein unreiner Vers kann uns am Schönsten irre machen und nach jeder Seite halten wir ein, um auf das Gelesene einen kritischen Rückblick zu werfen. Der schwärmerische Glaube ist dahin und die überströmende Begeisterung auch, wo wir, wie Börne gesagt hat, vor einem Iffland'schen Hofrath noch so herzlich weinen konnten. Sind die Bücher nicht mehr so schön, wie sie sonst waren, gibt es keine so goldenen Verse mehr, oder liegt der ganze Unterschied in den wenigen Jahren, welche seitdem verfloßen sind, in den zwei Wörtchen Sonst und Jetzt?

Sonst, wie wonnevoll leerten wir den Becher des Lebens! Welch' eine Lust war es, einen Ball mitzumachen! Der Saal kam uns vor, wie ein Feensaal; auf allen Gesichtern lag ein höherer Glanz und die Gewänder der Tugend rauchten anders, als jetzt; beschwingt schienen unsere Füße und der Kronleuchter kam uns vor, wie eine Sonne aus einer schönern Welt; die Musik bezauberte uns so gewaltig, wie ein Oberonshorn, und alle Lebensgeister waren gesteigert; in seligem Saumel vergaßen wir alle Sorgen, alle Noth und

nach der Stu  
Wir denken a  
können und d  
lange Pausen  
und sind billi

Sonst  
sind wir bei  
etwa zur Gu  
geistreicher S  
ein Brief des  
sonst entzük  
Genüsse, wa  
die Kirchengl  
der Haustür  
schen, — od  
um Pfingsten  
um Maiblum  
und Küsse hin  
der Erinnerung  
Vorhänge an  
von Aranjuez

Sonst  
zehn Jahre,  
uns enttäusch  
send wechselnd  
rufes, viel T  
viel verstorber  
Die Sonne n  
unsere Augen

Ja, das  
bigen, und di  
die uns aus d  
diesen Erinner

Der V  
diese Stiesel g  
Mart i  
Präsi  
Mart i

nach der Stunden Wechsel fragten wir kaum. Jetzt — o, wie bedächtigt! — Wir denken an wohlberechnete Mäßigung und daß wir morgen Kopfweh haben können und daß Punsch mit abgeriebenen Zitronen schädlich ist. — Wir machen lange Pausen, ernsthafte Gesichter, kritische Mienen, philosophische Stossen und sind billig denkend genug, die Freuden Anderer nicht zu stören.

Sonst, meine Freundin! waren wir bei Wenigem oft so reich, — jetzt sind wir bei Vielem oft so arm. Sonst konnte uns ein ganz einfaches Liedchen, etwa zur Guitarre gesungen, ein gut ausgedonnener, wenn auch nicht gerade getreichter Späß, ein zierliches Blumensträußchen, ein neues Kleidungsstück, ein Brief des Freundes aus der Ferne, — tausend Kleinigkeiten konnten uns sonst entzücken. Ober soll ich Sie erinnern an alle jene stillen, aber seligen Genüsse, wann wir Sonntags in der Frühe unsere Blumen begossen, während die Kirchenglocken läuteten, wann wir Abends auf der steinernen Bank vor der Hausthüre saßen, während der Mond die Häuser und Dächer vor uns beschien, — oder auch an jene Lust, wann es Ostern geworden war, oder wann um Pfingsten die Kastanien blühten, wann wir in den Wald hinausgingen, um Maiblumen zu suchen, oder wann ein geselliges Spiel, das auf Pfänder und Küsse hinauslief, uns vereinigte? Jeder Mensch hat sein eigenes Museum der Erinnerung, in welchem er so gerne herumwandelt und die blaßrothen Vorhänge an den Bildern hinaufrollt; jeder Mensch hat seine schönen Tage von Aranjuez, die nun zu Ende sind; jeder Mensch hat seinen Mai und —

„des Lebens Mai blüht ein Mal und nicht wieder.“

Sonst und jetzt — o, zwischen diesen beiden Wörtchen liegen kaum zehn Jahre, nur wenig Zeit, aber gar viel andere Dinge, tausend ernste, uns enttäuschende Lebenserfahrungen, tausend Opfer und Entbehrungen, tausend wechselnde, rauhe Ereignisse, der ganze Detailhandel des nüchternen Bezuges, viel Thränen, viel bitterer Irrthum, viel aufgespeicherte Weisheit, viel verstorbene Ideale, viel früh verbliehene Hoffnungen! Sonst und jetzt! — Die Sonne nicht, aber unser Blut ist kälter geworden, die Welt nicht, aber unsere Augen sind trüber geworden. Der gute Hölly hat gesagt:

„Noch rinnt und rauscht die Wiesenquelle  
Noch ist die Laube kühl und grün,  
Noch scheint der liebe Mond so hell,  
Wie er durch Adams Bäume schien.“

Ja, das Leben, die Natur werden nicht alt, aber es altern die Lebendigen, und die Jahre, das sind die Cherubimen mit dem feurigen Schwerte, die uns aus dem Paradiese vertreiben. Nun, meine Freundin, widmen Sie diesen Erinnerungen eine Thräne der Rührung und leben Sie wohl! —

### Pariser Gerichtsszene.

Der Präsident zu dem Angeklagten: Ihr gesteht also ein, diese Stiefel gestohlen zu haben?

Martini: Ja, Herr Präsident; aber auch Schuhe habe ich gestohlen.

Präsident: So, also Ihr habt auch Schuhe gestohlen?

Martini: Ja, mein Herr, und auch Uberschuhe.

**Präsident:** Auch noch Ueberschuhe, das ist sehr schlimm.

**Martini:** Und außerdem habe ich auch noch ein Paar Pantoffeln gestohlen.

**Präsident:** Das Tribunal wird ein so freimüthiges, offenes Gesändnis zu würdigen wissen; allein das Gericht ist doch erstaunt über die große Zahl der Gegenstände, welche Ihr genommen habt; es gehört eine ungewöhnliche Kühnheit dazu, gleichsam einen ganzen Laden auszuplündern, ohne sich einzubilden, dabei ertappt zu werden.

**Martini:** Ja, das war es ja eben, mein Herr, die Furcht, nicht erwischt zu werden, und ich war entschlossen, das ganze Haus auszuplündern, bis Jemand dazu gekommen wäre, — ein Kind hätte mich arretilren können.

**Präsident:** Welchen Beweggrund hattet Ihr aber, so zu handeln?

**Martini:** Den ganz einfachen, daß ich seit zwei Tagen nichts gegessen hatte und nicht wußte, wo ich mein Haupt zur Ruhe niederlegen sollte; ich beschloß daher, zu stehlen, um im Gefängniß Nahrung und eine Schlafstelle zu erhalten.

**Präsident:** Wart Ihr schon einmal verurtheilt?

**Der Staatsprokurator:** Es liegt nichts im Geringsten gegen den Angeklagten vor.

**Martini:** Ich habe niemals irgend Jemand Unrecht gethan; ich bin 50 Jahre alt; ich habe niemals Paris verlassen und hätte ich noch die geringsten Mittel beßsen und wäre nicht so hungrig gewesen, so . . .

Das Tribunal verurtheilt den Angeklagten zu 14 Tagen Gefängnißstrafe.

**Martini** wird bei diesem Spruch ganz bestürzt, er streckt bittend seine Hände zu den Richtern aus und spricht: „Ach, meine Herren, vierzehn Tage, eine so kurze Zeit, wie schnell gehen diese vorüber: Sie hätten wohl ein Uebrigcs thun und mich für die gewiß nur kurze Dauer meiner Lebenszeit einsperren lassen können.“

### Die amerikanischen Frauen.

Ein armer, aber junger, kräftiger und wohlgebildeter Engländer, der erst vor Kurzem gelandet war, reist durch Virginien und wird in dem Hause einer jungen, ledigen und schönen Plantagenbesitzerin aufgenommen. Diese junge Dame ist Eigenthümerin von 200 Acres Landes, eines Farmhauses (Bretterhauses) eines alten und vier junger männlichen Sklaven, welche letztere mit ihr aufgewachsen sind. Der junge englische Glücksjäger wird gut behandelt; er gefällt sich, findet seine junge Wirthin reizend, verliebt sich in sie, und glaubt hier sein Glück zu gründen. Seine Wünsche werden erhört und das junge, unabhängige Mädchen gibt ihm ihre Hand. Er findet aber bald, daß er mit ihrer Hand nicht auch die Herrschaft über sie gewonnen hat. Sie gebietet nach wie vor in ihrem Hause unumschränkt, und die Sklaven gehorchen nur ihr, wenn der Herr Gemahl auch Gegenbefehle gibt. Daraus entstehen bald ernstere Szenen. Der Herr Gemahl will den Gebieter spielen, und droht nicht selten mit ernsthafter Züchtigung, aber alle solche Drohungen werden immer verächtet. Endlich vergift er sich einmal so weit, daß er seiner Gattin eine Ohrfeige gibt.

Doch welchen traurigen Erfolg hat dieser Beweis seiner eheherrlichen Gewalt! Die junge, beleidigte, erzürnte Frau ruft ihre Sklaven zusammen, befiehlt ihnen, ihren Gatten zu entkleiden, an einen Thürpfosten zu binden und mit einer Pferdepeitsche weidlich auszugereben. Während zwei dies thun und dabei Gelegenheit haben, die ranke Behandlung, welche sie zeither von ihrem Herrn hatten erdulden müssen, zu vergelten, befiehlt sie ihre sechs Pferde zu satteln und zu zäumen, ihre Sachen aufzupacken und reitet mit gefüllter Briestafche in Begleitung ihrer Sklaven davon, unbekümmert um den angebundenen und blutig geschlagenen Gemahl.

Umsonst sind seine Anstrengungen sich los zu machen. Endlich wird er durch einen vorbeikommenden Reiter von seinen Banden befreit. Er schwört den Sklaven blutige Rache, denn er hofft auf die Rückkehr seiner Gattin; aber vergebens, und er muß sich endlich damit trösten, im Besitz der schönen Plantage mit Vieh und Wirthschaftsgeräthe geblieben zu sein.

Doch auch dieser Trost soll ihm bald schwinden. Sein Rücken ist noch nicht geheilt, als ein naher Verwandter seiner Frau ankommt, eine von ihr auf eine hohe Summe lautende Schuldbeschreibung vorzeigt und Zahlung fordert. Aber wie diese leisten? Die Briestafche mit den Banknoten ist mit der theuren Ehehälfte verschwunden und ihm selbst nur eine sehr unbedeutende Summe zurückgelassen worden. Die Plantage wird nun sofort in Beschlagnommen, und da deren Werth nicht die Höhe der erborgten Summe erreicht, wird der Unglückliche ergriffen und in das Gefängniß gesetzt.

Er darf, da er noch nicht zwei Jahr im Lande ist, auf das Benefit — Befreiung vom Gefängniße — nicht Anspruch machen. Während er nun im Gefängniße sitzt, kommt seine Gattin zurück, ordnet ihre Geschäfte, verschafft sich heimlich bedeutende Geldsummen und verschwindet für immer.

Lange muß der Arme die der Gattin gegebene Ohrfeige mit schwerem Gefängniße büßen, bis endlich das Herz des Gläubigers erweicht wird, und er die Freiheit erhält. Was später aus Beiden geworden ist, habe ich nicht erfahren können, obschon das Ereigniß sich nur 11 Meilen von meinem Wohnorte in Maryland zugetragen hatte.

## Die Jahreszeiten.

(Ein Traumgeflücht.)

Der Winter erklärt dem Menschen den Krieg. Der Sommer, sonst unser bester Freund, zieht sich von uns zurück, da er sich nicht mehr so geachtet sieht, als vor einiger Zeit; er überläßt uns schwache Menschen unserm Schicksale. Ein Jeder ist daher auf Vertheidigung bedacht. Man sucht Proviant zu erhalten, hebt die Konfirkbirten aus den Wäldern aus; die Außenwerke der Zimmer werden ausgebessert und gehörig dicht gemacht. Die Kamine und Defen, aus denen der Feind beschossen werden kann, werden in brauchbaren Stand gesetzt. Man sucht die Panzer-Hemden, welche bisher im Winkel gelegen haben, wieder hervor, doch hat sich der Feind vielleicht schon vor Erklärung des Krieges durch eingeschlichene Motten verderben lassen.

Während dieser Anstalten fängt der Feind an, auf uns einzudringen. Der General Herbst kommandirt die Avantgarde, und kommt quer über die Haferstoppeln marschirt. Unter ihm kommandiren die Brigadiers Regen, Wind und Hagel. Der Brigadier Wind kommandirt die leichten Truppen, und rückt zuerst an. Er sucht in den Festungen einzudringen; da man sie aber fest verwahrt hat, und ihm dies nicht gelingen will, so fängt er an, zu stürmen. Manches Haus wird durch ihn beschädigt oder gänzlich demolirt, doch richtet er im Ganzen nichts aus. Hierauf vereinigt er sich mit dem Brigadier Regen, und läßt in die gemachten Beschädigungen, besonders im Dache, so viel Truppen (Tropfen) eindringen, als möglich. Kann man nun dies Eindringen nicht hemmen, so muß man seine Position dem Feinde überlassen und sich zurückziehen. Zugleich sucht der Brigadier Regen die Zufuhr abzuschneiden, indem er sich stark in den Landstraßen und Wegen lagert und selbige unfahrbar macht. Dies fruchtet jedoch Alles nichts, und sie sehen sich genöthigt, den Brigadier Hagel, welcher die Artillerie befehligt, mit zu Hilfe zu nehmen. Dieser fängt dann an, Beschie zu schießen, und wenn man die Fenster, welche durch den Brigadier Hagel eingeschlagen sind, nicht gleich verstopfen oder verkleben kann, so dringen Wind und Regen mit solcher Schnelligkeit und Gewalt ein, daß man den Platz übergeben muß.

Diese Angriffe kann man jedoch immer noch ertragen, aber nun kommt der Winter mit der Hauptarmee an. Unter ihm kommandirt der General Frost, welcher die Pontons und Mobberbrücken mit sich führt; der General Schnee mit den leichten Truppen, und der Parteigänger Glatteis, welcher Manchem Hals und Bein bricht. Die Generale Frost und Schnee lassen die Wege, die durch den Brigadier Regen verdorben, wieder ausbessern und Brücken über Flüsse und Seen schlagen, um den Festungen ungehindert sich nähern zu können. Ihre stärksten Angriffe geschehen gewöhnlich des Nachts, und in der Dämmerung vor Sonnenaufgang. Man sucht diese Angriffe durch warme Kleidung und Betten zurückzuschlagen. Der Feind rückt uns aber immer näher auf den Leib. Man sieht sich genöthigt, die Kamine spielen zu lassen; dies Feuer aber ist nicht stark genug. Wir werden immer mehr zurückgedrängt und wollen uns schon an unsern Allirten, den Ofen, anschließen. Möglich wird die feindliche Kolonne von einer bösen Krankheit befallen; das Thau-Wetter rafft den größten Theil davon hinweg. Hält die Krankheit lange an, so kann sie selbst für uns gefährlich werden, weil die vielen Feinde, welche durch sie hingerafft wurden, unbeerbt liegen bleiben müssen, und die Dünste, welche von denselben aufsteigen, Faulfieber u. dgl. m. erzeugen können. Der General Frost rückt jedoch bald wieder mit neuen Truppen an, bessert mit den Leichnamen die Wege aus und baut Brücken davon. Täglich wird seine Wuth größer. Man fängt an, den Feind aus den Defen zu beschießen; er schließt uns aber besonnengeachtet immer enger ein. Um ihn zu überzeugen, daß man ihn nicht fürchtet, stellen die Belagerten Bälle und Assemblen an; es werden Opren und Rebouten gegeben. Die Alten und die Armen schicken dagegen häufige Deputationen an den Sommer, daß er kommen und sie von einem grausamen Feinde befreien solle.

Der Feind rückt immer stärker heran; an Ausfälle, (nach den verschiedenen Belustigungs-Orten der Umgegend) ist durchaus nicht zu denken! Man könnte Nasen und Ohren dabei einbüßen.

Vroulan  
ist, läßt  
ling, ei  
Der Ge  
doch der  
ihn end  
Regen t  
am Ver  
M  
welcher  
man bei

Sch b  
Weil  
Bin i  
Sonna  
Vogel  
Wein  
Zu bi  
Honig  
Weil  
Weil i  
Bin id

Dort r  
Dort r  
Dort n  
Wie m  
Ist nid  
Ist nid  
Weil id  
Ach, se

An

Mig

B u  
musikalisch

Nachdem man diese Drangsale mehrere Monate erduldet, Mancher seinen Proviant verzehret, seine Munition verschossen hat, und mancher Ofen geplagt ist, läßt sich der Sommer bewegen, uns Hilfe zu senden. Der General Frühling, ein junger, hübscher Mann, fängt an, den Winter zurückzudrängen. Der General Frost setzt ihm durch die betaschirten Nachtfrostse zwar viel zu; doch der General Frühling geht dem Feinde muthig zu Halse und vertreibt ihn endlich unter Begünstigung mehrerer Nebel ganz, obgleich der Brigadier Regen die Wege auch jetzt wieder unfahrbar macht und den General Frühling am Verfolgen hindert.

Nachdem der Feind gänzlich vertrieben ist, erscheint auch der Sommer, welcher der ärgste, unveröhnlichste Feind vom Winter ist, denn noch nie hat man beide beisammen gesehen. —

### Der Verdrüßliche.

(Aus L. Becksteins neuesten Gedichten).

Ich bin verdrüßlich!

Weil ich verdrüßlich bin,  
Bin ich verdrüßlich.

Sonne scheint gar zu hell,  
Vogel schreit gar zu grell,  
Wein ist zu sauer mir,  
Zu bitter ist das Bier,  
Honig zu süßlich!  
Weil nichts nach meinem Sinn,  
Weil ich verdrüßlich bin,  
Bin ich verdrüßlich.

Dort wird Musik gemacht,  
Dort wird getanz't, gelacht,  
Dort wirft man gar den Hut,  
Wie mich das ärgern thut!  
Ist nicht ersprieslich,  
Ist nicht nach meinem Sinn,  
Weil ich verdrüßlich bin,  
Ach, so verdrüßlich.

Wo ich auch geh' und steh'

Ich meinen Schatten seh',  
Immer verfolgt er mich.

Ist das nicht ärgerlich?

Und, wenn der Himmel trüb,

Ist es mir auch nicht lieb.

Winter ist mir zu kalt,

Frühling kommt mir zu bald,

Sommer ist mir zu warm,

Herbst bringt den Mükenschwarm,

Müken auf jeder Hand,

Müken an jeder Wand,

O wie mich das verstimmt!

O wie mich das ergrimmt!

Wie das ins Herz mich brennt!

Himmelkreuzelement! —

Bin ganz verdrüßlich,

Weil nichts nach meinem Sinn,

Weil ich verdrüßlich bin,

Ach, wie verdrüßlich!

## Ansichten. Urtheile. Begebnisse.

### Mignon-Zeitung.

Buntes aus Paris. Die musikalischen Soireen von List, Ur-

ban und Batta versammeln stets die fashionabelste Welt. Letzterer soll der erste jetzt lebende Klavierspieler sein; er besitzt das Talent die Töne auf dem Piano an einander zu reihen, daß sie

sich wie ein Hauch in einander verschmelzen. Aber, was beinahe erfreulich ist, ist der Umstand, daß durch das Wirken dieser Künstler der Geschmack der Pariser Welt sich dergestalt verbessert, und bereits verbessert hat, daß sie mit wahren Kennergefühl die schönsten und zartesten Stellen Beethoven'scher Quartette auffassen, während neuere Spielereien in der Musik sie kalt lassen. — „Seit längerer Zeit“ — heißt es in einem hiesigen Blatte — „bereitet man in Paris keine Wachskerzen mehr, sondern Salglücker; aber diese Salglücker übertreffen die Wachslücker an Weiße, Dauer und Geruchlosigkeit. Der Chemiker, der sie bereitet, verkauft sein Geheimniß für 5000 Franken.“ — Scribe muß eben keine zu hohen Begriffe vom deutschen Theater haben. In der neuen Oper von Auber, zu welcher er den Text geliefert hat, spielt eine wandernde Schauspieler-Truppe in München und Berlin. — Ein Mann hatte seiner Frau die Erlaubniß versagt, den Maskenball in der Oper zu besuchen. Um Mitternacht aber verschwand die Frau; der Mann bemerkte ihre Abwesenheit und zweifelte keinen Augenblick, daß sie den Maskenball dennoch besucht habe. Aber wie sie unter der Menge von Masken herausfinden? Es fiel ihm ein Mittel ein; er hatte einen treuen Hund; diesen nahm er unter den Mantel und ging nun mit dieser kostbaren Last ebenfalls auf den Ball. Im Hause ließ er den Hund von den Armen herunter und sagte: „such!“ Der Hund fing an zu stöbern, stieg bis in das Paradies hinauf, während sein Herr ihm immer folgte, und

fragte endlich an der Thüre einer Loge. Der Mann öffnete die Thüre und fand da seine liebe Frau an der Seite eines Hausfreundes. — Als neulich eine Dame über den Chatelet-Platz in Paris ging, wo alle Auktionen unter freiem Himmel abgemacht werden, sah sie unter andern zur Auktion bestimmten Sachen einen Lehnstuhl stehen, dem Anschein nach weiß lackirt und mit weißem Gros de Naples überzogen. Sie erhält ihn nach Bieten und Ueberbieten für 35 Franken und der Verkäufer ruft seinen Leuten zu: „Bringt der Dame da den schwarzen Lehnstuhl!“ „Schwarz!“ erwidert die Käuferin; „er ist ja weiß!“ — „Klopft nur den Schnee rasch ab!“ sagt der Aukrufer, und die Dame erhält einen alten, schlechten, schwarzen Stuhl, und hatte sich nur vom zweifelhafthen Schnee etwas weiß machen lassen. — Von Thiers Geschichte der französischen Revolution ist kürzlich in Paris die sechste Auflage erschienen. — Die Knochen eines vorweltlichen Thieres, welches man Dinotherium genannt hat, sind hier angekommen. Das Thier hat das Merkwürdige, daß die sehr langen Stoßzähne der untern Kinnlade ganz nach unten gebogen sind. B.

Erfurt. Hier ist am 8. März der geheime Hofrath und Professor Dr. Trommsdorff, ein Mann, dessen seit einem halben Jahrhundert erworbene Verdienste um die Physik, Chemie, Pharmacie und damit verwandten Wissenschaften allgemein anerkannt sind, in hohem Alter mit Tode abgegangen.

Beilage: Der Schmetterling. Nr. 6.

Halbähriger Preis 4 fl., mit freier Postzuladung 5 fl. Auf Velinpapier mit ersten Kupferabdrücken 5 fl. und postfrei 6 fl. C. M. — Man pränumerirt im Kommissionsamt zu Ofen (Festung, außerhalb des Wallerthors), in Ferdinand Tomasas Kunsthandlung zu Pesth und bei allen k. k. Postämtern.

Herausgeber und Verleger Franz Wiesen.



R

24.

Walt

Umstände, Aufmerksamkeit begegnet war um ihn von licher zu sein seiner Zeit u nach seiner M ihm in den L die Fürstin stehen — mir Hause zu sehen zu machen, co

Es mochte verfloßen sein andere Seite aufsteigen, bis pel im Hof au regnete, und kommenen Vorfahren könn schwerfälliger viankte ein wer und der meini

\*) Aus des Europe“